

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 208

Freitag, den 17. September

1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Hoffmann.

(10. Fortsetzung.)

Kaasdruck verboten.

Dann stieg man ein und langsam hob der Zug sich über die Hänge des Nußberges hinan. Welsbach erklärte und erläuterte unaufdringlich, was für den Augenblick interessanter kam. Er erzählte vom Schloß Kobenzl von seinen Schicksalen, und wie der Wiener Stadtrat das herrliche Schloß aus seinem Dornrosenschlaf erlöst habe. Er machte auf intime Schönheiten der Natur aufmerksam und während Frau Gerlinde fremdbildig auf seine Erklärungen einging, während sie fragte und selbst auf Einzelheiten aufmerksam machte, die ihr gefielen, sah Phinele schweigend da, mit leuchtenden Augen und heißen Wangen. Das alles war doch wie im Märchen, und so sehr sie sich dem Schauen und Träumen hingab — tief im Hintergrund der Seele stand doch schattenhaft die Angst vor einem unsterblichen Erwachen.

Als man sich der Station näherte, ging Welsbach an einen freien Fensterplatz und schenkte lebhaft grüßend den Hut hinein.

„Ich hab's mir gedacht,“ sagte er dann, „meine Frau erwartet uns. Sie glauben ja nicht, wie sehr sie sich freut!“ Und dann, als Frau Gerlinde sich um die Sachen bemühte, bat er: „Das lassen Sie nur alles liegen — das Mädchen besorgt das schon.“

Frau Welsbach war im einfachen Hauskleid gekommen: eine rundliche, fröhliche Frau, der Art der Wienerin, über die keine Not, keine Trauer und kaum das Alter Gewalt hat. Sie streckte den Gästen beide Hände entgegen.

„Gräß' Ihr Gott alle zwei! Ein bißel hab' ich schon Angst gehabt, Sie kommen gar net. Wenn man sich halt gar so sehr auf was freut, nachher kommt meistens was dazwischen.“ Sie umgrüßte Frau Gerlinde ohne Umstände: „Sezlich, herzlich willkommen!“ Dann wandte sie sich gegen Josephine. „Also jetzt laßt's Ihner aber anschauen. Soviel hat mein Mann mir erzählt, und ich hab's gar net erwarten können.“ Dann war sie gerührt und bekam in aller Nahrung feuchte Augen. „Jesjes na, so jung und so lieb! Also ich kann schon net anders — san's net böß, aber an Aus muß ich Ihner geben —“ und sie nahm Phinele, die befangen lächelnd dastand, in die Arme und küßte sie herzlich ab.

Welsbach stand froh dabei. „Da haben Sie meine Frau gleich ganz, wie sie einmal ist: lebhaft, natürlich und immer mit dem Gefühl voran. Das kommt auch mit grauen Haaren nicht ganz aus den Ander-schulen heraus.“

Frau Welsbach lächelte fröhlich auf. „Gott sei Dank! Aber jetzt, wenn ich bitten darf, geben wir.“ Sie sah sich nach dem Mädchen um, das eben beladen aus dem Wagen kam. „Saben's auch alles, Anna?“

„Ja, gnä' Frau!“

„Auch dann!“ Sie zog Phineles Arm vertraulich in den ihren, während Welsbach sich zu Frau Gerlinde gewellte. So schritten sie gemächlich über den prachtvollen Waldweg und an der Rückseite der Gärten entlang, bis sie zu ihrem Hause kamen. Frau Welsbach öffnete eine schmale Tür in der einfachen, hölzernen Einfriedung und ließ die Gäste eintreten. „Also da sind wir. Und nun nochmals vom Herzen willkommen!“

Das Haus war, wie fast alle Häuser auf dem Rabenberg,

nur als Sommerwohnung gedacht. Ein breit hingestreckter Fachwerkbau mit zahlreichen Veranden und Ballonen, ein hübsches Hülsen, aber traulich und behaglich in das dicke Gesezweige schüßend, alter Notbuchen eingewickelt. Trat man aus dem Schatten des Waldes in den Garten, dann hatte man einen überraschenden Anblick. Der Garten, der in Terrassen den Hang hinabstufte, war ein einziger Rosenhain. Hochstämmige, Buschrosen, Kletterrosen in reicher Mannigfaltigkeit und Fülle — ein Duftsen und Frangen, das zauberhaft wirkte. Aber nicht nur der Garten allein überraschte den Beschauber. Größer noch war der Eindruck, den man vom Ausblick nach dem Leopoldsberg und weiterhin nach Wien und hinab ins Donaultal hatte. Ein Panorama von unvergleichlicher Lieblichkeit und stiller Schönheit, und stand man so im Schauen und Genießen, dann fühlte man auch, wie eine ungemein wohlige Entspannung die wundervolle Stille, die sich in dem leisen, gleichmäßigen Rauschen der Bäume zu wiegen schien.

Phinele blieb erschlaffen stehen. „Wunder! — sieh doch! Wie schön das ist!“

Auch Frau Gerlinde war stehen geblieben und ließ den Blick hinauswandern.

„Ja, kind —“

„Es gibt Landschaften, von denen man sagt, sie haben eine Seele.“ sagte Welsbach mit seiner ruhigen, warmen Stimme. „Diese Landschaft gehört, für mein Empfinden wenigstens, zu den besten. Sie ist unergründlich in Stimmungen, und ich glaube, man braucht nicht einmal sehr empfänglich zu sein, um das wenigstens unbewußt herauszufühlen. Sie werden ja Gelegenheiten haben, die Landschaft zu beobachten. Sie sieht anders aus am frühen Morgen und anders im herein-dämmenden Abend, und sie scheint zu schlafen im heißen Mittag, wenn drüber die Stadt in Dunst und Sonnenglanz verlicht und nur aus glühenden Spitzelangen ihre flammenden Grütze herausschickt. Und dann unsere Nächte, die tief-schwarzen und mehr noch die mondhellsten. Darin sind Zauber lebendig, die sich nur erleben lassen — schildern kann man sie nicht. Sie geben jedem, was er will und sucht, sie lassen Stimmungen in verschwenderischer Fülle aufquellen und jubeln die rühelose Seele zur Sammlung und Ergriffenheit. Ich hoffe, Sie werden den Rabenberg liebgewinnen, wie wir alle ihn lieben.“

„Ich glaub', ich hab' ihn schon lieb,“ sagte Phinele still. „Dann gingen sie ins Haus. Helle, weite, behagliche Räume; überall gemütlich, aber ohne eigentlichen Luxus. Das schönste Zimmer hatte sich Welsbach als Musik- und Arbeitszimmer eingerichtet. Es führte auf einen großen Balkon hinaus, von dem aus man bei klarem Wetter einen weiten Blick tief ins Donaultal hinein bis nach Ungarn hatte.“

Frau Gerlinde und Phinele zogen sich in die Fremdenzimmer zurück, um sich vom Reisetaub zu reinigen und die Kleider zu wechseln.

Frau Welsbach war indes geschäftig, die Abendmahlzeit mit der Köchin zu richten und in der Veranda der Eßstube zum Rechten zu setzen, wo Anna den Tisch gedeckt hatte. Welsbach ging im Garten umher, besah sich seine Rosen und schickte ein paar kostbare Blüten, die er Frau Gerlinde und Josephine neben den Teller legte. Auch Frau Welsbach bekam einige, aber die brachte er ihr selbst, als sie am Tisch sich zu schaffen machte.

„Da, Miese, die sind für Dich!“

Sie lächelte ihn fröhlich an: „Jesjes, bist aber Du galant! Danke!“

„Galant? Nein, Du — ich bin nur verliebt in Dich. Richtig verliebt. Wie Du so am Tag handelst, so frisch und

ist nicht zu verstehen, daß diese so Unfälle und naheliegende Art, große Flächen intensiver als bisher zum Wohle des Besitzers, wie des ganzen Volkes auszunutzen, nicht angewendet wird. Freilich muß zugegeben werden, daß die Wissenschaft noch viel Vorarbeit zu leisten hat, ehe der Gärtner an die Zucht einer größeren Zahl von Pflanzarten heran-gelangen kann. Aber die bereits als pflanzbar bekannten und erprobten Arten dürften ihm schon ein leidlich großes Feld der Betätigung liefern.

Einige Angaben über den Nährwert der Pilze mögen das Recht, sie als ein wichtiges, hochwertiges Nahrungs-mittel zu betrachten, beweisen.

Entscheidend für den Wert eines Nahrungsmittels ist sein Gehalt an 1. Stickstoff (N) (Eiweiß), 2. Kohlenhydrate, 3. D. Stärke, Zucker, 3. Fett und 4. Nährsalzen. Der Gehalt an verdaulicher N-Substanz ist durchschnittlich bei Pilzen 2,13 Prozent, bei Gemüße 1,65 Prozent; an Fett 0,44 Prozent, bei Gemüße 0,28 Prozent; an Kohlenhydraten bei Pilzen 6,53 Prozent, bei Gemüße 7,03 Prozent.

Die Zusammenstellung zeigt, daß die Pilze an Fett- und N-Gehalt das Gemüße übersteigen, in bezug auf Kohlenhydrate ihm etwas unterlegen sind. Steinpilz und Champignon übersteigen den Spinat, den wir ja als das einweiß-reichste Gemüße besonders schätzen, an N-Substanz beträchtlich, die Kohlrübe sogar um das Dreifache. Nährsalze sind in den Pilzen in geringerer Menge enthalten als im Gemüße, jedoch u. a. so wichtige Stoffe wie Kalzium (Phosphorsäure enthaltend).

Die deutschen Wälder sind reich an Pilzen, aber nur ein kleiner Bruchteil der eßbaren, wohlschmeckenden Arten wird gesammelt; ein Mehrtheil der verwendbaren Pilze geht ungenutzt zugrunde. Die Zahl der bestellten, leider auch noch zuwenig bekannten Arten beträgt ungefähr zwei Duzend, die Zahl der eßbaren überhaupt über zwölf Duzend und überaus durch entsprechende Versuche noch gesteigert werden. Der Grund hierfür ist die Angst vor Vergiftungen, die solange begründet ist, als die Unkenntnis der Pilzarten noch so weit verbreitet ist wie gegenwärtig. Jeder kann an sich und in seiner Familie dazu beitragen, daß diese Unkenntnis beseitigt wird, besitzen wir doch eine ganze Reihe guter Altschüler.

Pilze nach bloßen Beschreibungen oder Schwarzweiß-Bildern sammeln zu wollen, ist nicht ratsam. Vorkünder sind unbedingt erforderlich.

Zum Schluß nur noch einige allgemeine Regeln für Sammler und Hausfrauen:

Zerwähle beim Pflücken niemals den Waldboden, denn du nimmst dadurch dem Pilz die Lebensmöglichkeit, da ja sein Myzel unter der Oberfläche sich ausbreitet. Schneide aber auch, trotzdem es meist angetan wird, den Pilz nicht ein Stück ab: dem Erboden ab; der zurückbleibende Stumpf ist Pilzen ein höchst willkommener Platz zur Etablage; der Stumpf ist in kurzer Zeit ein Madenkräuel und bildet einen der Gesundheits anderer Pilze gefährlichen Insektensherd. Darum breche den Pilz vorsichtig aus dem Boden heraus!

Regeln wie: „Weim Persönleiden blau an-laufender Pilze sind giftig“ oder „jefarbiger der Pilz, desto giftiger“, auch die sogenannten „Pilzprobe“ (ein in das Pilzgericht getauchter und dann schwarz anlaufender Silberlöffel be-zeugt die Giftigkeit!) sind Unsinn, da diese Erscheinungen auch bei eßbaren Pilzen auftreten. Dagegen beachte man heftigst die Mahnung, alte Pilze vom Ge-nuß auszuschließen; sie gehen oft schnell unter Wis-dung giftiger Stoffe in Fäulnis über. Ferner soll man Morcheln (nicht andere Pilze, da man ihnen unnotigerweise einen großen Teil ihres Nährgehaltes dadurch nehmen würde!) immer mit fließendem Wasser überbrühen und dieses dann weggeben; auf diese Weise entwich die in Morcheln zu-wellen auftretende giftige Helvelle-Säure. Dem Kochwasser der Pilze lege man immer etwas doppeltsoßigen Natrium zu, das ihre Verdaulichkeit beträchtlich erhöht.

Als interessant sei noch erwähnt, daß man die in gewissen Landstrichen als giftig nachgewiesene Pilze in anderen Ge-genden ohne Schaden genießen werden können. So sollen die bei uns als giftig bekannten Täublinge in der Slo-wakei in großen Mengen auf den Märkten zu kaufen sein und der berühmte Fiegenpilz in Sibirien ge-genossen werden.

Bunte Zeitung.

Kleud und Esperanto. Die in Zürich erscheinende Esperanto-Zeitschrift „Internacia Komercia Revuo“ beschäftigt sich

wiederholt mit der Not Deserteurs. Der Herausgeber hatte nämlich als Begleiter eines Leibesgenossen Gelegenheit, sich von den Verhältnissen in Deutsch-Österreich persönlich zu überzeugen. Die Zeitschrift verspricht sich aus der Propaganda für Österreich um so größeren Vorteil, als sie in nahezu 60 Ländern aller Erdteile verbreitet ist. Auf diese Propaganda hin haben österreichische Kinder in Esperantofamilien des Auslandes (Finnland, Spanien, Italien, Holland) schon viel-fach Unterkunft gefunden. Die Esperantosprache ist hier das einzige Verständigungsmittel zwischen den Kindern und ihren Wohlfürern. Dreihundert Grazer Kinder haben erst kürzlich Esperanto gelernt und sollen in spanischen Familien unter-gebracht werden. Eine Deputation aus Zarraza hat zu diesem Zweke Graz aufgesucht.

Schwedischer Humor. (Wirksames Mittel.) Ein-blass waren jung verheiratet, und Herr Lindblom war sehr sparsam. Als er eines Tages eine Geschäftsreise antreten mußte, ließ er seiner Frau sehr wenig Geld zu Hause, be-schränkt aber, mehr zu schicken. Eines Tages erhielt er fol-gendes Telegramm: „Wirt fordert Miete. Schick telegraphisch Geld.“ Lindblom antwortete: „Selbst ohne Geld. Schick aber bald Tausend Kräfte.“ Kurzweilhaft brachste die Frau zurück: „Kein Geld nötig. Gab Wirt statt dessen einen der Kräfte. Er ist zufrieden.“ Herr Lindblom schickte umgehend Geld.

Koffini in Wien. Koffini trat eines Tages einen Freund und fragte ihn, ob er ihm nicht 4000 Francs leihen wolle, die er gerade brauche. Dafür werde er dem Freunde alle Rechte an der Oper überlassen, die er gerade in Aussicht sehe. Der Freund erhob indessen Einspruch gegen dieses Angebot und sagte: „Du hast mir bereits mehrere Briefstücke aus dieser Oper vorgelesen, und ich verführe dir, daß sie sowohl Geld wie Ruhm einbringen wird.“ — „Was nicht mir das jetzt,“ antwortete Koffini. „Gerade jetzt brauche ich 4000 Francs.“ — Der Freund ging, hat 4000 Francs von der Bank ab — alles, was er bar liegen hatte, und gab sie Koffini unter der Bedingung, daß er niemals jemandem das Recht an der Oper abtreten solle, an denen er arbeite. — Die Oper, die Koffini damals für 4000 Francs verkaufen wollte, war „Wilhelm Tell,“ sein unsterbliches Meisterwerk, das ihm nachher eine Million Francs einbrachte.

Literatur.

Erlebnisse im Weltkrieg. Von Reichsminister a. D. M. Erzberger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Mit lebhaftem Interesse hat die gesamte politische Welt des In- und Auslandes dem Erscheinen der „Erlebnisse im Weltkrieg“ von Reichsfinanzminister a. D. Erzberger entgegengesehen. Und die dem Buch entgegengedachten Er-wartungen werden nicht enttäuscht. Wer es zur Hand nimmt, wird es voll Spannung durchlesen, um dann immer wieder die großen Probleme des Weltkrieges zu studieren, wie sie Erzberger, der so viel erlebt hat, in klarer, historischer Sprache der Öffentlichkeit schildert. Kein Volksthriller und kein Parlamentarier, kein Politiker und kein Staatsmann kann an diesem Buch vorbeigehen. Auch die internationale Öffentlichkeit wird sich ebenfalls mit ihm befassen, zumal der Verfasser im weitesten Umfang bisher ganz unbekanntes Material in 25 Kapiteln, jedes für sich abgeschlossen, historisch geordnet, darbietet und hierdurch viele politische Vorgänge, die bisher in Dunkel gehüllt waren, erhellt. Beim Lesen des Buchs erlebt man die politische Hochspannung des Kriegs-aufs neue mit. Kein politisches Kriegereignis bleibt un-beachtet; natürlich tritt das Militärische angelehnt der Ste-lung des Verfassers in den Hintergrund. — Wohlthuend berührt der durchaus sachliche, vornehme Ton, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Die lebensdarme Kenn-zeichnung der politischen Vorgänge wird dankbar empfun-den. Dabei hält sich Erzberger stark zurück. Er läßt die Tatsachen, die er erlebt hat, für sich selber sprechen, auch wo er als der Hauptbeteiligte auftritt und die Öffentlichkeit zum erstenmal den Hergang der Dinge erfährt. Es sei nur an die geradezu erschütternden Kapitel: Die päpstliche Friedensvermittlung. Der Gang nach Compiegne, Der Was-senstillstand, Der Kampf um den Friedensschluß u. a. er-innert. Erzberger hat wirklich durch sein Buch eine in der Öffentlichkeit schwer empfundene Lücke meisterhaft ausgefüllt.

Zu beziehen durch die

Goethe-Buchhandlung

Halle a., E. O. Ulrichstr. 68.
Fernruf 4520

fröhlich und — ja wahrhaftig: so jung, da hat mein altes Herz einen ganz jugendlichen Calypso angehängt und ich bin wieder einmal mächtig stolz auf meine Weisheit gewesen. Und sehr, sehr glücklich!

Nun schmiegte sie sich in seine Arme. „Ah geh, wie reißt denn Du! Wir zwei mit unsrer weißen Köpfl!“

„Nicht weh, nur grau. Ich kenn' ganz junge Leute in grauen Haaren. Und wer sich die Fröhlichkeit bewahrt, hat vom Leben immer nur das Beste zu nehmen und glücklich zu sein, der ist jung und wird immer jung bleiben.“

Sie schlang die Arme um seinen Hals redte sich ein wenig zu ihm auf und küßte ihn.

„Du Lieber! —“
Er zog ihren Arm in den seinen, und während er Redend ihre Hand tätschelte, die auf seinem Arm lag, begann er mit ihr in der Euphorie auf und ab zu gehen.

„Nun sag mir auch, wie das Mädel Dir gefallt.“
Frau Marie sah glücklich zu ihm auf.

„Also weißt, so ein lieber Fräul!“ Und dann zuckte es am ihren Mund von verhaltenen Weinen. „Und wie's mich an unsere Stiefle erinert!“

Welsbach zog sie an sich und strich ihr leise über das Haar.

„Still, Mutter, still! Grad deshalb hab ich Dir das Phinele doch gebracht. Damit Du was hast zum Hätschen und Vießhaben.“

„Mein, es kommt einem halt so an. Ich bin ja auch schon ganz still. Und ich dankt Dir so von Herzen. Bist doch immer mein lieber Mütter!“

„Und die Mutter?“
„Ja, was soll ich da sagen! Sie gefällt mir schon sehr, aber man muß sich halt doch erst kennen lernen.“

„Na, dazu ist ja Gelegenheit. Ein paar Tage wird Frau Gerlinde sich schon seufzen lassen.“

Frau Marie schrat auf.
„Jesjes, ich verzeig' ja ganz aus Essen! Aber da bist auch nur Du dran schuld —“

Sie ließ ihn setzen und ließ nach der Küche, und Welsbach sah ihr lächelnd nach. Wirklich, sie war jung geblieben, viel jünger als er; ein Kindsoßel hat aller Tüchtigkeit und frauenlichen Würde.

Beim Abendessen hatte Phinele viel zu fragen: nach dem Leopoldsberg, der gegenüber liegt, nach den Dörfern, die man sehen konnte, und nach Weier's Sehenswürdigkeiten, über die sie aus Reisebüchern sich unterrichtet hätte. Sie brante darauf, alles zu sehen, und Welsbach versprach ihr, daß man morgen nach Wien hinunterfahren werde.

Inzwischen sanft der Abend herein und der Himmel glühte in tiefroten Farben. Man war allgemach still geworden, und alle überließen sich dem Schauer und Träumen, bis Welsbach den Lorchtag machte, noch ein wenig durch den verdämmerten Wald zu gehen.

Phinele sprang sofort auf und auch Frau Gerlinde war, wähen sie sich recht abgepaunt fühlte, doch gerne dabei.

So gingen sie, Phinele und Welsbach voraus, während die beiden Frauen langsam folgten.

Welsbach erklärte, was, wie er meinte, Phinele interessieren konnte: von den Nachbarn, unter denen sich auch ein Kollege von der Akademie befand, der Cellist Grimm; von dem Leben und Treiben hier oben und im Stotel an Sonntagen, die die Wiener auf den Rahlberg wallfahrteiten. Dann stand man an der Kirche und den Lieberstein des alten Camaldulenserlofers, und hier war die Stille so intensiv fühlbar, daß Welsbach unwillkürlich die Stimme dämpfte. Phinele trat schnell zu Frau Gerlinde und nahm seit ihren Arm.

„Mutterle, wie wunderoll das ist! Man waagt kaum zu atmen, so feierlich ist die Stille. Man möchte die Augen zumachen und träumen.“

Frau Gerlinde antwortete nicht. Auch sie war ergriffen. Sie preßte nur die Arm ihres Kindes innig, während sie zu gleich nach Phineles Hand griff und mit festem Druck umspannte.

„Mütter' es nicht schon zu spät, dann möchte ich Ihnen wohl noch das Stimmungsvollste zeigen, was der Rahlberg zu bieten hat: den alten Teufelsbror's Fiedelhof. Ebenfalls liegt

so zur Furcht sein Grund war. Der Fiedelhof wird längst nicht mehr bewohnt, und die da ruhen, gehören vergangenen Zeiten an. Im Laufe der Zeit ist der Fiedelhof aus einem Ort der Trauer zu einer Stätte geworden, von der eine mild verklärte Poesie allen Schmerz und alle Schreden verdrängt hat. Darin liegt nach meinem Empfinden etwas Ergründendes. Es wirkt wie eine Fiedel wider die Eitelkeit der Welt, daß alle diese Toten weitaus vom Lärm und Geräusch der Welt, von dem ihr Leben erfüllt war, schlafen wollten. — Wie leicht sehen wir den Fiedelhof an einem trübseligen Morgen einmal — was er an Stimmungen zu geben hat, das gibt er dann. Ich habe Stunden reich' an Sammlung und Erhebung da verlebt. Aber jetzt, bitte, kommen Sie — nur ein paar Schritte — ja. Da sehen Sie!

In tiefer Ruhe, wie hinter jarten Schleieren verborgen und rätselhaft in ihrer schenbaren Stille und Reglosigkeit, lag dort unten die Stadt. Langgestreckt und freizug und quer waren die stämmenden Höhen des Wien am Horizont in den Nachthimmel eingezeichnet, und hoch hinaus hob sich das leuchtende Rund des Riesenrades im Prater. Ein mächtigstes Bild, das den Beschauer nicht losließ.

Mit frohen Augen sah Welsbach auf Josephine, obgleich ihr Gesicht nun schon gar nicht mehr zu erkennen war. Er war stolz auf sein Wien, stolz auf die Heimat und stolz auch darauf, daß er das alles zeigen und alle die Herrlichkeiten ihr aufzählen konnte. Ein naive Stolz, dessen Kindlichkeit er recht gut erkannte und dem er sich dennoch fröhlich hingab. Und dann war doch auch eine tolle Hoffnung dabei: das alles sollte Phinele gefallen. Sie sollte sich einfangen lassen von all der Schönheit und sollte bleiben.

„Wir sehen das Abend für Abend,“ sagte Frau Marie, „vom Garten aus. Aber man sieht sich nicht fort daran, und immer ist's, als wär's ganz was Neues, und der liebe Herrgott hält' es grad erst einem zur Freud werden lassen. Sie werden das schon auch noch erleben, wenn Sie bei uns bleiben wollen.“

„Wenn ich bleiben darf, und wenn Mutterle es erlaubt — ich glaube, daß ich hier jetzt glücklich sein werde.“

Es folgten ein paar anstrengende Tage, in denen Welsbach seinen Gästen Wiens Herrlichkeiten und Wiens Heimlichkeiten zeigte. Ein paar Tage schwärmerischen Genießens für Phinele, die sich gar nicht genug tun konnte und aus dem Staunen und aus der Seligkeit nicht herauskam.

Dann führte Welsbach sie eines Tages auch nach Heiligenstadt zum Beethovenhaus. Das hatte er sich bei zuletzt aufgespart, und er wartete, bis Phinele ein ernsthaft darum bat. Sie sollte sich nicht an das glänzende Wiener Leben verlieren, und er hoffte, daß das beschreibende Haus starken Eindruck machen und ihr Bewußtsein und künstlerischen Ernst prägen werde.

Und Phinele war zunächst meist erschrocken als ergriffen. Ein nüchternes Haus, dessen beide Giebel durch eine hohe Torfahrt verbunden sind; ein Heiligenbild in der Ecknische, und nur drei Fenster nach dem Platz hin. Und über der Torfahrt ein großes Schild, das von der jetzigen Bestimmung des Hauses Kunde gab: „Situation und Bemerkungen-Brannweinbrennerei“.

Phinele entsetzte sich bei der Vorstellung, daß sie in solch einem Hause wohnen sollte. Und Beethoven hatte da gewohnt und hatte der Welt herrlichste Früchte seines Genius gegeben. Und plötzlich betam sie ein Gefühl tiefer Beschämung. Was war sie doch für ein albernes, dummes Ding! Wie gut war es ihr stets ergangen und wie anspruchslos war sie immer gewesen. Und hatte doch gar nichts geleistet und getan, und was sie konnte und was sie manchmal auch stolz gemacht hatte: das bißchen Geigenpiel — du lieber Gott, das war doch eigentlich auch nur etwas geworden, weil der Mann, der da in diesem Hause seine Pianogebanken gebahlt, sie mit seinem ganzen Reichtum an Schönheit und Liebe überschüttelt hatte. Phinele sah schon zu dem Fenster neben dem Heiligenbild auf, als müßte da der Jupiterkopf erscheinen und sie grimmig ansehen, und dann ließ ein leises Zittern über sie hin.

Sie franste nervös in ihrer Honbatsche, holte ein feines Spitzenhäutlein hervor und preßte es gegen den Mund und die Augen. Dann wandte sie sich halblut ab und bat ihn, sie wollten gehen.

„1901 81112102“

Das Sofa.

Von
J. Wilson.

(Nachdruck verboten.)

Ich will nicht von jenem Sofa reden, das wie eine Hitzelle in der Burg des Saales steht, einen turmbewehrten Umbau hat, wo die Seele, wenn sie den auf dem Schnabe zurückbleibenden Reibe entschwebt, sich unsehbar tief Kopf an den abstragenden Leisten, Brettern und Schnitzwerk löst und neugierig zwischen altertümlichen Kinnbänken und Markarbutetts herumirrt, auch nicht vom „Ranel“ vom „Ranelstischchen“, nicht vom Diban oder der Gausse, auch nicht von jenem, das nachts Bett, morgens Kleiderkasten, nachmittags Pflanzstiel und abends Prunksofa ist, sondern von dem ehrlichen, alten Sofa, das unsere Großväter hatten, unsere Väter vorzüglich auf den Boden stellten und das jetzt unter der üppigen Bezeichnung „echt antik“ beim Altmarkt wieder in Erscheinung tritt, ein moderner Böhme, soweit er nichts bereits in wirkliche Höhe übergegangen ist. Ein solches Sofa erscheint unseren heutigen Innenarchitekten plump und gestülpt, es sieht auf seinen vier vernünftigen Beinen wie ein ganzer Kerl, so wie es der brave Handwerker hingestellt hat, zur Zeit, wo es noch keinen Kunststoffscher, Kunstputzwerker, auch keine Kunstmalerei und, wie ich vor einigen Tagen mit Entsetzen sah, sogar Kunstmüller gab.

Es pflegte mit einem ehrbaren Rißs bepolstert zu sein, in einer schneidigen weinroten Farbe, oder mit lustig gemalten Raffeln, wie er jetzt strapantisch zu imitieren ver sucht wird. Seine Sprungfedern überdauernden nicht die Ewigkeit und verteidigten oft stachlich die Sitzfläche, und die Fuge zwischen Sitz und Koffer diente der hochbegünstigten Jugend als Esparibüchse. Die rechte und linke Ecke wurde allmählich zum Abrück der die Pfeife rauchenden Großvaters und der Stricktrumpf schwingenden Ahne, die mit dem Sofa täglich enger verknüpfte. Sein Holz war bald eine glatte Fläche, nur mit geritzten Porzellanmännchen, bald zeigte es sonderbare Fabelwesen in erhabener Schnitzerei, die sich unter dem Einfluß von Zeit und Zerkatzen bräunten und wie ein Spiegel glänzten dem häufigem Bohren. So war es, so verstand es und so schwebt es mir vor als mein augenblickliches Ideal das alte, gute Sofa, das mir in meiner neuen Wohnung fehlt.

Da zog ich aus, um es wiederzufinden. Zwar mußte ich, daß es schon zureichend, geschmiegelt und gebügelt wie neu und oft auch herrlich neu bei jedem zweiten Antiquar zu finden ist, aber das laßt mich nicht. Das wäre nicht das mit dem Abrück der Persönlichkeit, mit dem Stempel jener guten, alten Zeit, die wirklich die gute war, weil sie unsere Haut nicht kannte, und das zu suchen, müßte ich weiter schweifen. Noch gibt es Städtchen, wo man in der Entzweiflung 30 bis 50 Jahre zurück ist, wo heut als alte Scharte erst das Möbel ausgerangiert wird, das uns in der schnelllebigen Großstadt mit der Stilbezeichnung „Biedermaier“ ein Wertobjekt geworden ist. Dort findet man noch allerhand Schönes, beim einfachen Trödler, der nicht weiß, was er hat oder es noch zu einem Preis abgibt, den der knobstische Antiquitätenfreund bisher nicht beeinflusste. Ich will sie nicht nennen, die alte, kleine Stadt, um ihren Bewohnern die Unbesorgtheit nicht zu rauben. Sie leben zwar nahe der Großstadt, doch mit jener unbestimmten Ruhe des Kleinbürgers dahin. Der Stammtisch und das Kaffeetrinken sind ihre Sensationen, an ihren Wänden hängen die Daguerreautotypen und Silhouetten, die wirkliche Menschen darstellen, Wettern und Wägen, die gelebt und zu denen die alten Mütterchen über ihre Hornbrille hinweg einen Blick bankbarer Erinnerung schälen, während die großen Holzstricknadeln mit dem Siegelstempel den Takt dazu klappern. Dann werden solche alten Gedanken, und der Trödler holt den Nachsatz, und der ihm steht das Sofa, das ich suche. Das heißt, wenn ich Glück habe, und nicht ein anderer mit zuvor kommt, der vielleicht nicht schöner, aber fameller in die Höhe des Händlers gedrungen. Es gehört ein eigener Mut und eine gewisse Selbstverwindung dazu, solchen Kunden nachzugehen.

Der Altmarkt beinahe keine Vertreter vertrieben. Sie werden entweder gefälschte Buchsen oder Originals. In engstem Zusammenleben mit den ausgesonderten Dingen alter Tage nehmen sie deren Farbe und Charakter an. Ein Stamen gleich hoden sie auf den Trümmern der Vorzeit und nur widerwillig lassen sie sich ihrer Schätze entziehen. Ein wirres Durcheinander scheint dem Fremdling, was ihnen System ist.

Schränke und Truhen, im Rückenstrand hinter zerbrochenen Scheiben ein Stück weißer Porzellan neben dem Brauenneglas mit sinnigem Aufdruck. Das austrangierte Fanfartentegemehr vertritt sich mit der Feuerstiefelose und ein getrümmertes Krugstück mit einer Schnapsflasche in Gestalt des ersten Heißstänglers.

Auf dem Hofe steht weiterverfestes Material, Wagen und Befen, verwiterte Brunnensfiguren und unter einem Bretterdach eine Sammlung geschwärtzter Gipsbüdler, die Juno von Ludovisi in respektvoller Würdigung ihrer matronenhaften Beschäftigung mit einem alten Kaputtstuh aus Großmutter's Beise.

Der Altmarkt in der kleinen Stadt scheint das Privileg bestimmter Familien zu sein, ihr Name findet sich überall in den engen Gäßchen, wo vor der Tür ein motzenepressener Militärrod baumelt wie ein Schächer am Galgen. Gleich einer Spinne sitzt der Vater in seinem Netz von Schmutz und Staub und dirigiert eine zahlreichere Nachkommenschaft mit geheimnisvollen Worten zur Rettung des Käufers.

Glückliche Raubtätigkeit herrscht noch in ihren Zweigen. Der erste, den ich nach meinem Sofa fragte, wies voll Stolz auf ein sammetbelegtes gepolstertes Lungeherd und erkundigte sich auf meine genauere Erklärung hin, ich hätte wohl eine Laube, denn in mensichliche Wohnungen könnte man doch solche Dinge kaum noch stellen, höchstens in weidlich Schönengräben.

Der nächste hatte gerade ein solches, wie ich es wollte, verkauft, und der dritte wollte eins. Aber ich hätte Herod Solms Talent haben müssen, um seinen Vorliebverhissen zu folgen. Erst kam die Anwesenheit des Porzellaners, denn sämtliche Erbgänge der zur Zeit beständigen Familie und schließlich die Besetzung eines Gasthauses, in dem der Schlüssel sei, zu einem Ehepaar der um die Ecke rechts im Hof links des Bäckers Schuppe läge, aber der Schuster Müller müsse die Erlaubnis zur Beschickung geben, und endlich war es auch kein Sofa, sondern ein Schreibtisch, aber das wäre mir gewiß einer?

Gleich erfolgreich waren meine Versuche bei den übrigen zehn Händlern, selbst im Intelligenzblatt fand ich nur einen heggelaufenen Hund, aber keine Möbel. Da hob ich meinen Blick von den Sammelstätten des Plunders und sah die Stadt an, und sie war ein Wunderwerk von alter Schönheit, mit Häusern, die wuchsen, wie der große König ausgehauet, mit spitzen Türmen, von denen Glockenpiele klangen in zerbrochenen Tönen wie Geflüstern, mit grünlichgelben Dächern und stillen Wägen, wo das Gras auf dem Pflaster wuchs.

Alle Herren in grauen Leberbären gingen gemessenen Schrittes auf ihren Krüden gebückt in die Sonne, ab und an rollte ein Wagen vorbei, und sie blieben stehen und schauten ihm nach. Auch ein Auto kam und hüpfte über die Kopfsteine, da schüttelten sie empört die Köpfe aber so viel Neugier.

An der Ecke gab es ein Tischspieltheater mit einem Aufklärungsstilm. Da fühlte ich die ganze Weisheitsfülle der Moderne, wie schuldbehaftet lehnte ich heim nach Berlin. Mein Sofa habe ich nicht gefunden. Möge es noch lange seine weichen Föhle dem zufriedenen Alten bieten, dem es jetzt gehört. Dem gönne ich es gern.

Tischlein deck dich im Walde.

Etwas von der Fildische.

Das schlimmste Regenwetter hat wenigstens ein Gutes gebracht: allüberall in den Wäldern sprechen in Apfeln Wachstum die Pilze aus der Erde. Sie liefern unserer Küche ein höchwertiges Nahrungsmittel. Da auch in getrocknetem Zustande ihre wertvollen Bestandteile erhalten bleiben, gilt es, sich nicht nur für den gegenwärtigen Bedarf das Tischlein deck dich im Walde nutzbar zu machen, sondern sich auch darüber hinaus mit den Schätzen, die diese Tafel bietet, zu versehen. Am liebsten wird der Pilz unserer Ernährung nutzbar gemacht. Auf seine Bedeutung weist Frau Welsbach im neuen Heft der „Gutstreu“ hin, die namentlich auch für rationelle Zurichtung von Pilzen hinweist. Sie schreibt u. a.: Mancher Pilz lieiert auf künstlichen, seinen natürlichen Wachstumsbedingungen angepaßten Beeten reichen Ertrag. Die Trüffel und Morchellstaur dürfte auch in Deutschland eine Zukunft haben. Das Stockschwämmchen läßt sich auf alten Stöcken kultivieren. Die natürlichen Pilzbeete können richtig gebauet, der Waldboden eraben, und es

